# „Wir sind doch kein Hotel“

## Als Mutter eines kranken Kindes im Krankenhaus

**„Die Mehrheit, die sich wie eine Minderheit verhält . . .“ – das sitzt; das haben Frauen im allgemeinen, Mütter im besonderen, nur zu gut gelernt. Wir Frauen, die mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, die wir zur überwältigenden Mehrheit Mütter sind. Auch in der Neuen Frauenbewegung haben wir längst dieses Klassenziel erreicht. Entsprechend schwer fällt es uns, uns selbst ernst zu nehmen und von unseren Erfahrungen auszugehen. Der Vorwurf, Mutterideologie aufzuwärmen, schwebt allgegenwärtig über uns. Keine Sorge, wir ziehen am allerwenigsten Vorteile daraus! Aber wir haben bestimmte Erfahrungen, ganz reale, schmerzliche.**

Eingepfercht im halben Quadratmeter zwischen Waschbecken, Klositz, Badewanne, Wickeltisch, sitze ich: „Naßzelle“ (= winziger Baderaum neben dem Krankenzimmer) in einer schwäbischen Reformklinik. Zwei Dreijährige schlafen hinter dem Türspalt, eines davon mein Kind. In ein paar Stunden, morgen früh, wird es operiert. Ich kann nicht mehr einschlafen. „Weisch du, wo mei Häsle isch?“ weckte mich eines der Kinder aus kurzem unruhigen Schlaf. Während der ganzen Nacht fällt Licht vom Flur durch die Glastür, ebenso durch die Fenster zum nächsten Krankenzimmer. Dort liegt eine junge Frau mit einem immer schreienden Neugeborenen.

Hat diese verengte Perspektive meinen Blick geschärft für Tendenzen, die ich für unfruchtbar, ja gefährlich halte in der Diskussion über Mütter-Töchter-Beziehungen? Eine Anzahl von Büchern, aus dem Amerikanischen und Deutschen, überschwemmt den Buchmarkt, psychologisch-einseitige Analysen, Bestandsaufnahmen. So wichtig es sein könnte für Frauen, diese Beziehung zu reflektieren, so verkürzt bleibt es, wenn nicht zuallererst die materielle Lage von Müttern gesehen wird: Ihre finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann, weil sie für ihre Arbeit keinen Lohn bekommen. Die damit einhergehende Verachtung ihrer Arbeit und Person, ihre persönliche und gesellschaftliche politische Ohnmacht. Wenn wir nicht begreifen, daß uns unsere Mütter nur um den Preis ihrer Selbstaufgabe aufziehen konnten, werden wir niemals über eine „Abrechnung“ hinauskommen. Eine „Abrechnung“ von Schwachen mit Schwachen! Andernfalls werden wir uns nicht aus der patriarchalen Mütterverachtung befreien, unsere Mütter und uns selbst hassen und verachten, weil wir uns nur negativ mit ihnen identifizieren können.

Meine Ausnahmesituation in der Klinik bringt überdeutlich Grundzüge der allgemeinen Lage von Müttern in dieser Gesellschaft ans Tageslicht:

Um meine Arbeit so verrichten zu „dürfen“, wie es mir notwendig erscheint: gerade in der Klinik das Kind nicht allein lassen, verläßlich sein für es, die zum Teil schmerzhafte Krankenpflege selbst ausführen – muß ich noch draufzahlen! DM 60,– pro Nacht, die keine Krankenkasse übernimmt. Ein Luxus also, der mich auf fremdes Geld, fremden Lohn – ich selbst bin lohnlose Hausarbeiterin – angewiesen macht. Mithin nicht für jede Mutter bezahlbar – ein weiteres Mittel, um „gute“ von „schlechten“ Müttern auseinander zu sortieren. Aber mit mehr, mit Lebensenergie, muß ich mir meine Arbeitsmöglichkeit erkaufen:

Mit Redeschlachten gegenüber Ärztinnen und Ärzten: Aus „medizinischen“ Gründen soll ich das Kind gerade dann allein lassen, wenn es aus der Narkose aufwacht, in einem der kritischsten

Augenblicke also. Die anderen frisch operierten Patienten im „Aufwach-Raum" könnten sich durch mich gestört fühlen, lautet die Begründung. Ich halte dagegen, daß ich die ganzen Anstrengungen auf mich nehme, um das Kind gerade in kritischen Situationen zu stützen – wenn mir das verwehrt sei, werde das ganze Modell „Mutter-Kind-im-Krankenhaus" sinnlos. Da braust die Ärztin auf, macht mich lächerlich als „dumme Mutter": „Dann müßten Sie auch bei der Operation dabei sein, denn wer weiß, vielleicht erlebt Ihr Sohn sie als Kastration!" Als Strafe für meine Hartnäckigkeit wird das Kind zuoberst auf der ärztlichen (!) Diagnose als „verwöhnt" etikettiert.

Vor allem muß ich „bezahlen" mit dem Verzicht auf ein so elementares Bedürfnis wie Schlaf. Denn die 60,– Mark pro Nacht berechtigen nicht zu einem Einzelzimmer für Mutter und Kind. Kaum eine Nacht kann ich „normal" schlafen: in der ersten Nacht muß die kleine Mitpatientin stündlich von der Nachtschwester kontrolliert werden; sie läßt sich zwar erweichen, für den Rest der Nacht das Kind in einem anderen Zimmer unterzubringen. In der darauffolgenden Nacht ist das nicht möglich. Folge: Licht an, Türenknarren in regelmäßigen Abständen, Frage nach dem Häschen (s.o.). Das nächste Kind bei uns, zwei Monate alt, leidet an einem fürchterlichen Husten. Bei jedem Anfall verliert es seinen Schnuller, wacht auf und schreit. Natürlich braucht es auch nachts Mahlzeiten, wird nach Zeitplan geweckt. . .

Das folgende Kind ist vor seiner Operation verständlicherweise sehr aufgeregt: Es hat schon begriffen, daß auf Klingeldruck die Nachtschwester kommt und macht ausgiebig Gebrauch davon. Zu allem Überfluß erzählt mir seine Mutter, es schlafe auch zuhause so unruhig, daß sie es nicht bei sich im Zimmer haben könne. . .

Würde mich nicht einige Tage und Nächte der Vater ablösen, hätte ich hintereinander elf kaputte Nächte durchzustehen. Ich flehe die Schwestern an, nachts allein sein zu dürfen mit meinem Kind, – barsche Antwort: „Wir sind doch kein Hotel!" Wie soll ich am nächsten Morgen wieder arbeitsfähig sein? – Doch meine Anwesenheit wird gar nicht als Arbeit wahrgenommen. Sie erscheint als Luxus (= „verwöhntes" Kind), als mein persönliches Risiko.

Meine „Mütterlichkeit" wird ausgebeutet: Für das Geld, das ich zu zahlen habe, „darf" ich noch die anderen Kinder im Zimmer mitbetreuen. Ihr Weinen, ihr Hunger, ihre Fragen kann ich nicht überhören. Die kleinen Kranken betreffen mich. So muß ich mich innerhalb kurzer Zeit zusätzlich auf drei fremde Kinder einstellen: jedes eine Persönlichkeit, die man in seiner Individualität erfassen muß. Auf die ich mit unterschiedlichen Gefühlen reagiere. Von Kind zu Kind verschleißt unter diesen Bedingungen meine Zuwendungsfähigkeit. Ich fühle mich ausgelaugt und bin zugleich unglücklich, daß ich nicht besser auf die Kinder eingehen kann. Ein unpassender Vergleich drängt sich mir auf: Ein Auto-Mechaniker hat nicht diese Schwierigkeiten, sich von einem Autotyp auf den anderen einzustellen. Und doch ist seine Arbeit – im Unterschied zu meiner – gesellschaftlich anerkannt; Arbeit schlechthin.

Meine zusätzliche Gratisarbeit an den anderen Kindern ist willkommen im Klinikbetrieb: Die überlasteten Schwestern können gar nicht auf alle Bedürfnisse der Kinder eingehen; sie kämen ohne meine Mitarbeit noch schwerer über die Runden. Das Kleinste müßte noch eine Stunde länger nach seinem Fläschchen schreien. Die Ärzte stellen mit Befriedigung fest, daß ich für die anderen Kinder eine Ersatz-Mutter sei. – Den Vater betrifft es ebenso an den Tagen und Nächten, an denen er anwesend ist – allerdings scheinen die Schwestern von ihm nicht so viel Einsatz zu erwarten wie von mir.

Als wir entlassen werden, fühle ich mich um Jahre gealtert – und zugleich überkommt mich ein wunderbares Gefühl von Freiheit, – das Gefühl, wieder bei mir selbst anknüpfen zu können, so wie ich mich als authentisch erlebe. Ich bemerke, wieder liegt ein Identitätsbruch hinter mir: Zwar selbst nicht krank, war ich doch unselbständig und abhängig wie die Patienten – aber gleichzeitig nicht betreut und gepflegt, wodurch sich Unselbständigkeit ertragen ließe. Ich war das Zwitterwesen, dessen Arbeit nicht als Arbeit erschien, dessen Arbeitsfähigkeit daher auch nicht berücksichtigt wurde, dessen Anwesenheit „aus Luxus" jedoch ausbeutbar war. Ich übernahm die Arbeit bezahlter Pflegerinnen – und mußte selbst dafür bezahlen, hatte nicht einmal wie diese das Recht auf Wiederherstellung meiner Arbeitskraft.

Die Spaltung geht durch mich Mutter hindurch: ich weiß und fühle, daß ich (m)einem Kind nicht das verheerende Erlebnis des Alleingelassenwerdens zumuten möchte – und gleichzeitig habe ich erfahren, daß unter diesen Bedingungen mich der Versuch, die Treue zu halten, fast übermenschliche Kräfte kostet. Ich finde diese Gespaltenheit auch in den Reaktionen von Frauen um mich her wieder: Die einen sehen „nur" die Notwendigkeit mitzugehen, die anderen „nur" die Überforderung auf meiner Seite. Ich muß diesen Widerspruch in mir vereinbaren – und wüßte doch nicht, was ich einer Mutter in meiner Lage raten könnte. Kampflos können wir diese Belastung nicht mehr hinnehmen, unsere Kinder im Stich lassen noch weniger . . .

*Monika Rafalski*

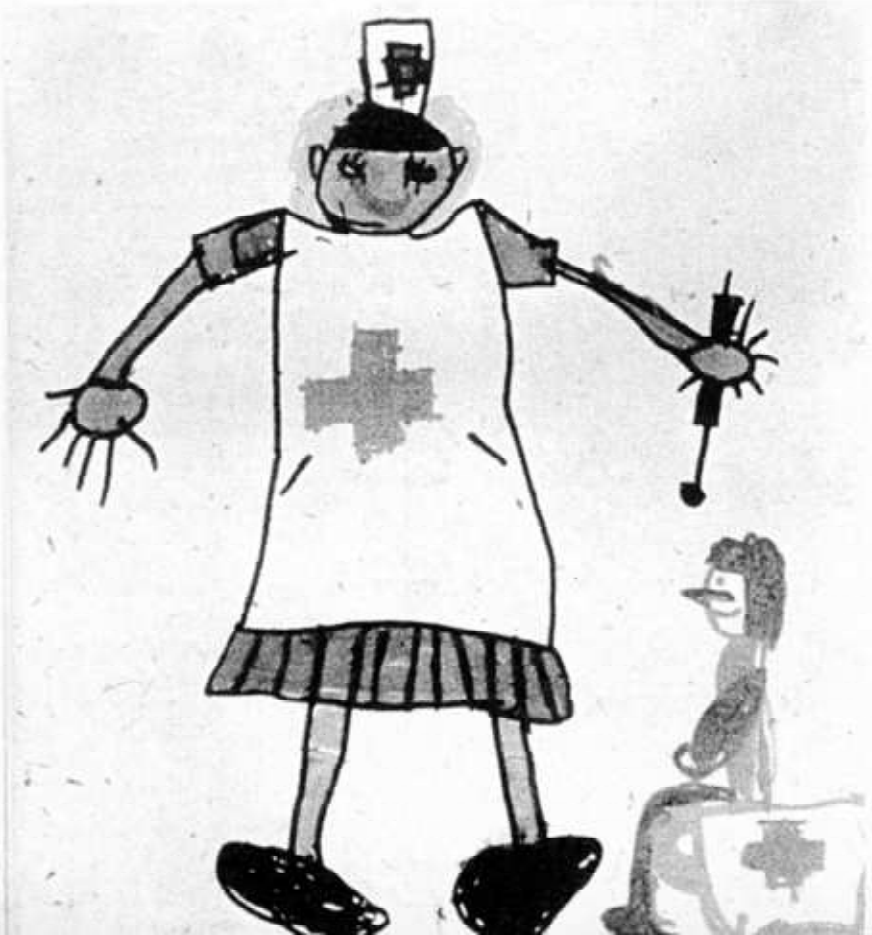

Abb.: Stern Nr. 38